Retur

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **43 (1902)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007928

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Welt, um dort auf dem weiten Felde der Missionsthätigkeit zur Ehre Gottes und für das Heil der Seelen zu arbeiten. Wohl fiel den greisen Eltern und den zärtlich an ihm hangenden Geschwistern der Abschied schwer, sehr schwer, aber sie brachten das Opfer in ächt christlicher Gesinnung und aus Liebe zu Gott.

Strenge Arbeit wartete auf den jungen Missionär in der neuen Welt, ein fast unermeßliches Gebiet stand seiner seelsorglichen Thätigkeit offen. Zu Pferd durchreiste er die weite Prairie und suchte die Farmer in ihren Ansiedlungen auf, überall als ein Bote himmlischen Trostes begrüßt.

Einst trabte sein Pferd an einem Waldessaume vorüber und Johannes saß, in Gedanken vertieft, im Sattel. — Plötzlich drangen heimatliche Laute an sein Ohr, eine kräftige Männerstimme erschallte und

„Si hend dr Veereli i's Äxamä gnoh
„Was hed dr Veereli gseid?
„Si wärdid mi schon wieder laufe loh,
„Das hed dr Veereli gseid. Juhe!

tönte es zum erstaunten Priester hinüber. Rasch lenkte der Missionär sein Rößlein auf einen Mann zu, der auf weitem Felde mit zwei prächtigen Ochsen pflügte und gemütlich das Lied vom Veereli sang.

„He Freund," redete der Missionär den Mann in deutscher Sprache an, „ihr seid wohl ein Schweizer?" Bald war ein Gespräch im Gange. Auf einmal schaut der Bauer dem Missionär fest in's Gesicht und ruft: „He, der Tusig, sind ier nid's Doldenchaspis Hansi?" „Und du, du —", ruft der Priester. — Der andere läßt ihn nicht ausreden, fällt ihm in's Wort und ruft: „Und ich, ich bi dr Högerli-Heer!" und treuherzig schütteln sich die einstigen Schulkameraden die Hand.

Bald darauf saßen die Beiden in der Farm und eine freundliche, saubere Hausfrau stellte ihnen eine Erfrischung auf den Tisch und ein halbes Dutzend herziger Büblein und Mägdlein drängten sich um den Vater und reichten schüchtern auf seinen Befehl dem geistlichen Besuche die Hand. Der Högerli-Heer aber erzählte kurz und bündig, wie er kreuz und quer als Schlossergesell in Europa herumgewalzt und endlich nach Amerika verschlagen worden sei. „Nachdem ich Elend, Hunger und Not genug durchgemacht hatte, wurde ich endlich gescheider, ich fing ein ordentliches Leben an, bewarb mich um eine Heimstätte und fand ein braves Weib, das mit mir hierher auf die Farm zog, mit mir betete und arbeitete und einen andern Menschen aus mir machte."

Nachdem er seine Erlebnisse erzählt hatte, machte der Farmer eine Pause, dann fragte er fast schüchtern: „Und wie geht es meiner Mutter? Sie ist wohl schon todt?" Der Priester nickte ernst und eine Zeitlang saß der Högerli-Heer stumm und ernst in sich versunken da, dann glitt langsam eine Thräne über seine Wangen und mit bewegter Stimme sagte er zu seinem Freunde: „Der Herr lasse sie ruhen im Frieden und vergebe ihr gnädig, was sie gefehlt hat. — Sie hat es gut gemeint, aber die Gedanken der Menschen sind nicht Gottes Gedanken. Dem Plane des Allerhöchsten soll man nicht vorgreifen. Denn nur was er will, das ist wohlgethan.

Retur.

Anno dazumal, als der Obertossenhansi sein Agathli geheirat hat, da hat es noch Leute genug gegeben, die nie ein Dampfschiff gesehen und die auf keiner Eisenbahn gefahren sind. Damals war man noch nicht so welterfahren und reisegewandt, wie heutzutage, wo es bald nicht mehr viel fehlt, daß die Kinder selber auf dem Velo zur Taufe radeln. Wie gesagt, die Leuten reisten weniger, viel weniger, als heutzutage und darum hielten es die Beiden, der Obtossenhansi und sein Fraueli für etwas Großes, am Hochzeitstage auf'm Dampfschiff nach Luzern zu fahren und dort Agathlis Götti, den Fadäzäindli-Remigi zu besuchen.

Nachdem sie der Pfarrer am Morgen früh zusammengegeben hatte und sie tüchtig kalazet hatten, machten sie sich auf den Weg und kamen zur rechten Zeit nach Stansstad. Eben dampfte das Schiff heran und schnaubte und chutete, daß es dem Agathli schier angst und bang wurde. Als es über das schmale Brüggli hinüber ins Schiff einsteigen sollte, ließ es vor Schrecken einen „Gäitz" und der Hansi mußte es fest am Arm ergreifen, sonst wäre es wieder umgekehrt.

Auf dem Schiffe machte jemand, der es den

Leutchen wohl ansah, daß sie noch wenig gereist waren, dieselben darauf aufmerksam, wo sie die Billete zu lösen hätten. Hansi näherte sich dem Manne mit dem blauen Tschoppen. „Wohi wänder?“, fragte dieser. „Uf Luzärä uisä“, sagte Hansi, fast erschrocken. „Nur äi Wäg?“, forschte der andere weiter. „Ja, ja!“ entgegnete Hansi und dachte, es werde noch genug kosten, einen Weg zu fahren und Sparen sei jetzt schon am Platze. Als der Kassier ihm die zwei Billete gab, da machte es den Hansi schier an, mit ihm zu märchten — aber der blaue Tschoppenmann machte es kurz und sagte: „Zwei Fränkli, fertig!“ „Dänk ai Agathli“, klagte erschrocken der junge Ehemann seinem Fraueli, „dänk ai, zwee Frankä hed's kostet. — Aber miera, mier hend nid all Tag Hochsig.“

In Luzern stiegen die Beiden aus und fragten gleich nach dem Fadäzäindli-Remigi, aber niemand wollte ihn kennen. Das war den Beiden gar nicht recht, denn einerseits hatten sie gehofft, beim Götti ein gutes Mittagessen zu bekommen, anderseits machte es ihnen angst und bang, so allein in der Stadt herumzugehen, ohne d'Kündi zu wissen. Schier betrübt schlichen sie durch die Straßen und schauten verwundert in die prächtigen Läden rechts und links und auf all' die herrlichen Sachen, die da zum Verkaufe ausgestellt waren. Nachdem sie ziemlich lang planlos herumgeschlendert waren, machte sich bei ihnen der Hunger geldend und sie wurden einig, irgendwo einzukehren, aber nicht in einem vornehmen Wirtshaus, wo es gewiß schrecklich teuer sein müsse.

Glücklicher Weise entdeckte das junge Ehpaar bald ein Häuschen mit einer mächtigen Tafäre dran, auf der ein riesiger Kaffeekrug und ein Teller mit zündgoldgelben Küechlenen abgebildet war, daneben stand in grellen Buchstaben zu lesen: „Kaffe und Küechliwirtschaft“. Dem Agathli lief das Wasser im Maule zusammen, es zog den Hansi am Tschoppenärmel nach der Thüre hin, durch die sie in die Gaststube traten.

Die beiden Ehleuten hatten es nicht gar übel getroffen; die Wirtin, eine behäbige, redselige Frau, schenkte den Beiden alle Aufmerksamkeit und fragte gleich gewundrig, ob sie nicht ä Hochsig-Päärli seien. Das Agathli wurde krebsrot im Gesicht und der Hansi nurggete: „Ja frili, mier hend hit g'hiratet, hed äbä einisch müesse sy. — Aber äs isch köstli i dr jetztige Zyt, z'hirathä. Nur 's Dampfschiff älläi hed scho zwei Frankä kosted.“

„Chamer dänkä“, sagte die Wirtin, „aber ier wärid wohlfeiler acho, wenn ier retur gnu hättid; — oder gand er eppä hüt nümmä häi?“

„Wohl, wohl!“ sagte Hansi, „üserein cha nid so lang umävagierä, mier hend deheimä ai nu z'thuo.“

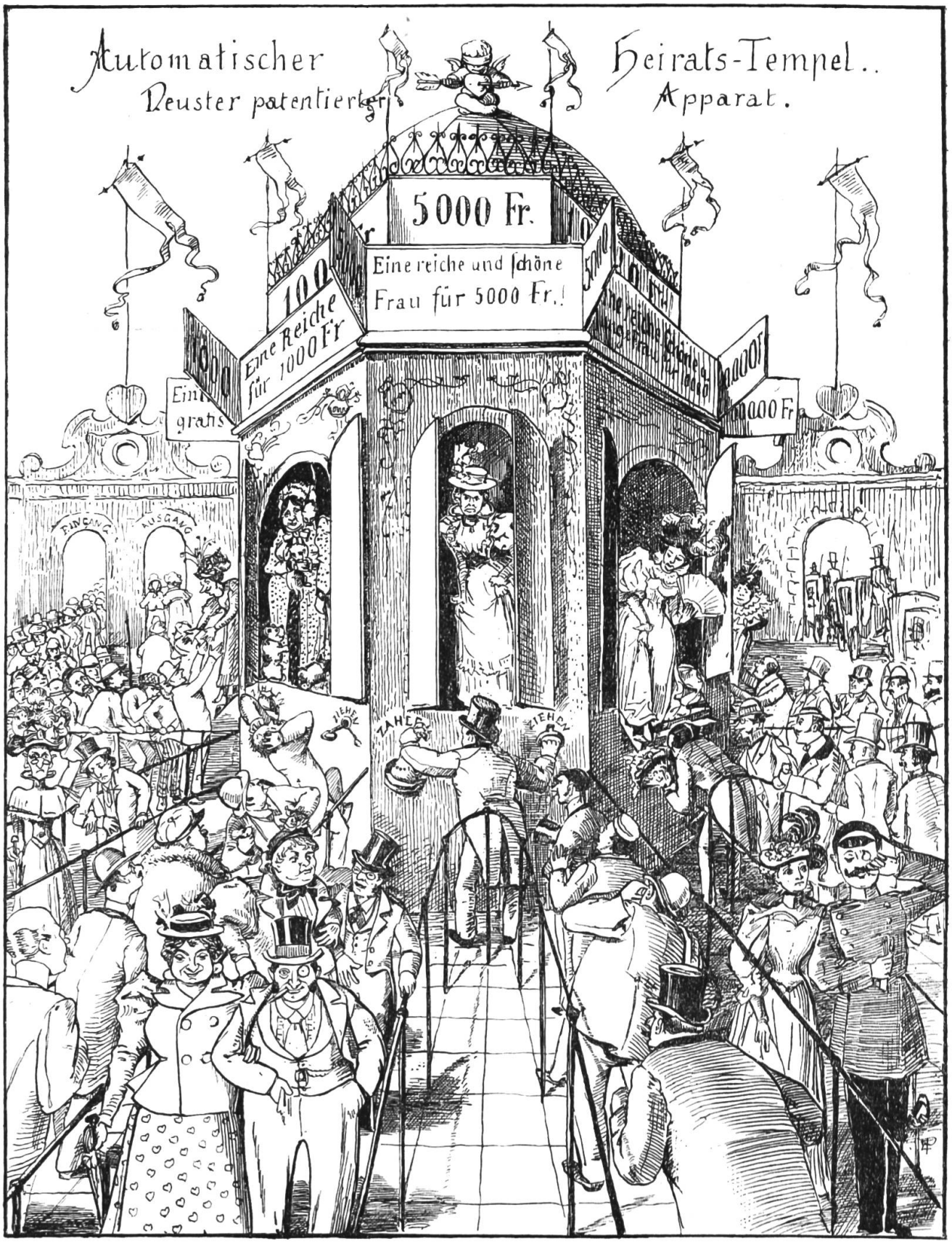
Nachdem sie tüchtig Kaffe getrunken und wacker Küechli gegessen hatten, bezahlten die Zwei ihre Zeche und machten sich wieder auf den Weg der Schifflände zu. Sie kamen grad recht zum Einsteigen und waren grüseli froh, daß es wieder heimen zuo ging, denn es war ihnen schier angst und unheimlich geworden in der fremden Stadt und bei so vielem Volke.

„Wohi wänd er?“ fragte sie wieder der Mann mit der Tällerchappe und im blauen Tschoppen und setzte fragend hinzu: „Ai Weg?“ „Ich hätt gärä ä chli retur, wenn i chönnt ha“, entgegnete Hansi britsch. „Guot, nur gredt!“ sagte der Mann und wirft ihm zwei Billets zu. „Drü Frankä zwänzg!“ „Dri Frankä zwänzg!“ ruft der Hansi erschrocken und der Geldsäckel fällt ihm schier aus den Fingern. „Hansi, Hansi!“ jauselte 's Agathli, „was hesch ai?“ und zieht ihn erschrocken auf die Seite. „Luog, Frau“, jammerte der arme Hansi, „jetzt chostet's bim Saperlot nu einisch so viel. Wenn i die Härä Wirtin hätt, i chennt si z'Schnupf verribä.“

Das Agathli ist natürlich auch bös, daß man sie so zum Narren gehalten hat, aber es tröstet sich mit dem Gedanken, bald wieder daheim zu sein, wo die Leute doch nicht so unverschämt sind und einen so schrecklich anlügen.

Zwei Bergreisende begegneten einem Appenzeller und nahmen ihn auf dem Wege in ihre Mitte, um ihn ein wenig aufzuziehen. Da sagte der Eine, der Appenzeller möchte ihm doch sagen, was er eigentlich sei, ob ein Schelm oder ein Spitzbube? „I bi gad zwische beede inne,“ entgegnete der Gefoppte.

Als einst ein Lehrer während des Unterrichtes das Schulzimmer verließ, setzte schnell ein schlimmer Bube dessen Kappe und Brille auf. Plötzlich kehrte der Lehrer zurück, ertappte den Frevler und belohnte ihn mit einer tüchtigen Ohrfeige, wobei er im Eifer ausrief: „Meinst du, du seiest der Lehrer? Dumm genug wärest du dazu!“



Das Geld bezahlt! Am Ring gezogen!
So kommt die Frau dir zugeflogen.